

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 25.

Dienstag, 26. Januar

1932.

Mord ohne Mörder.

Von Kurt Juhn.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Eddy dankte und sagte, er werde vielleicht in einer halben Stunde kommen, um sich das Spitzentuch anzuschauen.

Er recapitulierte das Ergebnis der Nachforschung.

Ein Herr und eine Dame waren die Treppen heraufgegangen; da springt ein schlecht angezogener Mann auf den Herrn zu und schlägt ihn nieder. Aber andere Herren stürzen sich auf ihn und halten ihn fest. Der Festgehaltene stößt schlimme Drohungen aus. Dann kommen Policemen und nehmen den Rowdy fest. Auch ein Oberinspektor, dessen Name hier nicht weiter bekannt ist, taucht auf. Die Dame aber ist in Ohnmacht gefallen und hat überdies ein Taschentuch verloren. Mit einem Monogramm M. W. Außerdem weiß er noch, daß der eine Polizist podennarbig und der Oberinspektor ein langer Kerl ist.

Es ist möglich, daß Grunt der Angefallene ist. Ein zerrissener Frack und Blutflecke sprechen dafür. Er kann aber ebenso gut einer von den Herren sein, die sich ins Mittel gelegt haben. Der Widerstand des Festgehaltenen kann dieselben Folgen gehabt haben.

Halt, dachte Eddy, ich suche den Podennarbig. Der wird mir sagen können, wie der Oberinspektor heißt. Das weitere ist ein Kinderspiel.

Den Podennarbig fand Eddy. Er brachte in Erfahrung, daß dieser an der Ecke Long Acre und Drury Lane Dienst machte.

Von dem Manne wurde ihm der Name des Oberinspektors bereitwillig genannt, nachdem er seine Pressekarte gezeigt hatte.

Aber der Rest war doch kein Kinderspiel.

Eddy eilte nach Scotland Yard und ließ sich bei Oberinspektor Tuder messen.

Tuder empfing ihn und fragte nach seinen Wünschen.

„Passen Sie mal auf, Oberinspektor“, sagte Eddy in seiner etwas saloppen Art, „Sie haben da vor einigen Tagen bei einer kleinen Angelegenheit in der Oper interveniert. Können Sie mir mitteilen, was eigentlich vorgefallen ist, und wer die verschiedenen Leute waren? Der Überfallene, der Kerl, der ihn anfiel, die Herren, die sich einmengten und so weiter?“

Tuder schaute den jungen Journalisten an, wie man ein giftiges Reptil ansieht. Halb respektvoll, aber auch halb feindselig. Und schwieg.

Eddy glaubte, nicht deutlich genug gewesen zu sein und setzte hinzu:

„Wissen Sie, ich will diese kleine Sache vielleicht groß aufziehen. Muß also genaue Daten haben.“

Tuder zwang sich zu einer höflichen Grimasse und sagte etwas, was ihm niemand vorwerfen darf:

„Böse Geschichte mit einem schlechten Gedächtnis...“

Der Mensch sucht nach einer Ausrede, stellte Eddy fest. Und ohne mit der Wimper zu zucken.

Ich habe keine Ahnung mehr von dieser dummen Geschichte. Ich glaube nicht, daß ein Protokoll darüber gemacht wurde... Mir scheint, die Herren haben sich ausgesöhnt oder so etwas Ähnliches...“

Tuder stotterte ein abscheuliches Rauderwellsch zusammen.

Aber Eddys Blick war auf einigen mit rotem Stift groß beschriebenen, weißen Aktenblättern auf dem Tisch haften geblieben.

Ein so verspielter Mensch wie Eddy Wilton konnte selbstverständlich ausgezeichnet verkehrt lesen.

Und während Tuder noch trampschaft nach Worten angelte, las Eddy:

„Akten: Bill Haslin.“

Mary Weel

Protokoll II.

Zweiter Überfall auf Professor Grunt.
Covent Garden Theater
am 28. April.“

Und links von diesem Aktenstück lag ein zweites. Das war aber fast ganz verdeckt. Nur einige Worte waren für Eddys Augen erreichbar. Auf dem Rest wucherten Tuders verschränkte Arme.

„Bill Haslin.“

Mary Weel.

Dartmoor.“

Jetzt ließ Eddy den Oberinspektor gar nicht mehr zu Ende sprechen.

Er erhob sich und sagte ganz ruhig:

„Ich will Sie nicht länger aufhalten, Herr Oberinspektor!“

Er streckte Tuder die Rechte hin und drückte sie, so fest er konnte. Dabei starrte er auf den Tisch.

Aber alles, was er dadurch zu lesen bekam, waren die Worte:

„Bericht an den Innenminister.“

Eddy managt Eddy.

Eddy Wilton winkte einem Taxi und sauste in die Redaktion.

In seinem Kopf rumorte es, und sein Herz schlug in irrfinnigem Takt.

Als er die Stufen des Gebäudes hinaufstieg, begegnete er Johnny Bromler, dem großen J. W., dem ersten Leitartikler und angesehensten Redakteur der „Britisch World“; er vergaß vor Aufregung den Hut zu ziehen.

Bromler hielt auf guten Ton und faßte den jungen Mann am Armel und wollte ihn in väterlicher Weise zur Rede stellen.

„Hören Sie zu, mein Freund“, begann er. Doch Eddy schob die Hand brüsk weg und sagte eilig:

„Laß los, alter Esel!“ und rannte weiter. Bevor der Verblüffte sich gefaßt hatte, war sein Beleidiger schon in einem Gang verschwunden.

Eddy ging geradewegs zu der gepolsterten Tür, auf der in vornehmer Schrift das Schild „Chefredakteur“ stand. Er klopfte nicht an, sondern öffnete einfach.

Chefredakteur Foster war soeben mit der Durchsicht seiner Arbeit beschäftigt und schaute gar nicht auf.

„Miß Kelly? Bitte, nehmen Sie Diktat auf!“

Eddy war nicht Miß Kelly und brachte dies Foster zur Kenntnis, indem er einfach zu reden begann:

„Hören Sie, Herr Chefredakteur. Ich habe eine Sache, die kein Blatt in London hat, eine Sache...“

Foster hörte die Stimme und sah verwundert auf. Sie heißen Wilton und arbeiten bei Spencely, nicht wahr?

"Stimmt!" gab Eddy zu.

"Stimmt nicht!" sagte Foster wütend, "Sie arbeiten ja gar nicht bei Spencely, sondern stehen hier und wollen mich stören und mir mit Unsinn die Ohren vollquatschen! Machen Sie, daß Sie raustommen!"

"Nein", sagte Eddy, "es ist gescheiter, Sie hören mich an! Sonst geh' ich zur 'Times' und erzähle dort, was ich über die Mary-Weel-Sache herausgebracht habe. Die Leute bei der 'Times' werden sich alle zehn Finger ab-lassen, wenn sie meine Reportage kriegen könnten!"

Das war der richtige Ton für Foster. Ein neugierig Gewordener wirft einen Melder von Neuigkeiten nicht heraus.

"Was haben Sie? Aber schnell und ohne Umschweife!"

Eddy schüttelte den Kopf.

"Fällt mir gar nicht ein! Es geht nur langsam . . ."

Eddy Wilton sah Foster mit seinen jungen und gesunden Augen durchdringend an.

"Bevor ich berichte: Ist Ihnen schon aufgefallen, wie wenig die Polizei über den Mord an Mary Weel mitteilt?"

"Weil sie wenig weiß!" meinte Foster.

"Falsch! Ich weiß, und das weiß außer mir kein Zeitungsmann, daß es diese Akten über den Mary-Weel-Mord gibt, die einen bestimmten Namen tragen, einen Namen, den auch ich nur kenne. Und diese Akten gehen in eigenen Berichten an den Innenminister persönlich! Ist das nicht sonderbar?"

Foster hörte Eddy bestürzt zu.

"Ja", gab er zu, "das ist sonderbar!"

"Zweitens. Ich erfahre von einer ziemlich rätselhaften Überfallssache auf einen angesehenen Mann und gehe der Angelegenheit gründlich nach. Ich weiß ganz genau alle Einzelheiten und will mich bei dem Polizeinspektor, der interveniert hatte, über einige Details vergewissern, ohne erst daran zu denken, daß auch diese Sache mit dem Mord an Mary Weel zusammenhängen könnte. Der Polizeioberinspektor aber, hören Sie genau zu . . ."

Eddy Wilton hatte sich ins Feuer geredet und sich in der Aufregung einfach auf den Schreibtisch gesetzt.

Der Polizeinspektor, den ich frage, fängt zu stottern an und erklärt, er könne sich an nichts mehr erinnern. Überhaupt sei kein Protokoll angelegt worden, sondern alles gütlich beigelegt. Und doch sah ich die Akten über den Überfall, weiß, daß ein Name darauf stand, den ich noch nicht nenne, weiß, daß auf denselben Akten groß und deutlich "Mary Weel" geschrieben stand! Ist das nicht sonderbar!"

"Sehr sonderbar!" sagte Foster. "Hören Sie zu, lieber Mister Wilton, ich werde nicht warten, bis Sie mit Ihren Bedingungen herausrücken! Ich biete Ihnen . . ."

Aber Eddy Wilton unterbrach seinen Chefredakteur: "Abgelehnt! Was ich will, ist Verfügung über genügend Geld, um blitzschnell nötige Recherchen durchführen zu können; keinen Menschen, der mir etwas dreinzureden hat, so lange ich die Sache bearbeite; jetzt sofort ein Zimmer mit gepolsterten Türen und einem Telefon und Schluß. Alles Weitere besprechen wir nachher."

"Bewilligt! Wollen Sie hier telefonieren?"

"Gut", sagte Eddy und griff nach dem Hörer. Bevor er ihn abhob, dachte er angestrengt nach.

Die Tür ging auf, und J. W.! Jonny Bromler trat ein.

"Jetzt nicht! Jetzt nicht! Ich habe für niemanden Zeit!" sagte Foster und wies J. W. aus dem Zimmer.

Und sperrte hinter Bromler die Tür zu.

Der Sekretär des Innenministers telephonierte.

Eddy Wilton suchte endlich eine Nummer im Buch und hob den Hörer ab.

Die Verbindung war schnell hergestellt.

Er winkte Foster Schweigen zu und rief in den Apparat:

"Hier Innenministerium! Herrn Oberinspektor Tuder, bitte! Sehr dringend!"

Foster starrte Wilton an, als sei er von wilden Ameisen gebissen worden.

Eddy sprach schon wieder:

"Oberinspektor Tuder? Hier der Sekretär Seiner Lordschafft des Innenministers. Seine Lordschafft wünscht dringend zu wissen, was sich Neues in der besuchten Angelegenheit ereignet hat? . . . So, fürchten Sie . . . das wäre uns sehr unangenehm, lieber Oberinspektor . . . und mit Bill Haslin auch nichts . . . sprechen Sie langsamer, Inspektor, wiederholen Sie das letzte noch einmal, er sitzt in der Zelle und lacht? . . . wie, ein neues Verhör und immer dasselbe, er gesteht den Mord grinsend ein und was? . . . ach so . . . und man wird doch nicht die Anklage erheben können? . . . natürlich . . . ganz ruhig . . . sagen Sie mal, lieber Oberinspektor, ist der Mann gut bewacht? . . . welche Zelle? . . . ja, ich verstehe schon . . . was macht eigentlich dieser Professor Grunt? . . . so, na, dann danke ich . . . Berichte morgen mittag, ganz gut . . . Wiedersehen!" Foster wackelte mit dem Haupte.

"Sie trauen sich wenigstens etwas! Wenn das so herauskäme . . ."

Eddy war noch ein wenig beklommen. Er mußte das, was er gehört hatte, erst innerlich verarbeiten.

Er sah da und sprach kein Wort.

Zwanzig lange Minuten lang.

Dann hatte er eine ernste und geheimnisvolle Debatte mit Foster, in deren Verlauf dieser mehrere Male das Wort "unmöglich!" ausrief und sich später überzeugen ließ.

Die Bombe platzt.

Tags darauf erfolgte die Freigabe der Leiche der Ermordeten für das Begräbnis.

Der Obduktionsbefund, der von der Polizei ganz kurz bekanntgegeben wurde, lautete ebenso wie der erste Spruch des Arztes der Mordkommission: Tod durch Erhängen.

Das Begräbnis fand unter riesiger Anteilnahme des Publikums statt.

Professor Grunt wohnte den Totenfeierlichkeiten nicht bei. Ein Nervenzusammenbruch, hieß es, hindere ihn daran.

In den Zeitungen war es nun allmählich stiller um Mary Weel geworden. Man hatte sich scheinbar damit abgefunden, diesen Mord zu den unaufgeklärten Verbrechen zu rechnen.

Am selben Abend fand eine neuerliche aufregende Besprechung zwischen dem Chefredakteur der "British World" und Eddy Wilton statt.

Und am nächsten Morgen platzte die Bombe.

Die "British World" brachte in Riesenlettern und sensationeller Aufmachung die Nachricht, daß die Polizei einen Mann in Haft hielt, der schon zweimal Attentate auf Professor Grunt verübt und sogar am Vorabend des Mordes Professor Grunt neuerlich gedroht hatte; dieser Mann sei sogar des Mordes an Mary Weel geständig, und dennoch wage es die Polizei aus Gründen, die zu kennen die Öffentlichkeit doch wohl ein Interesse haben müßte, nicht, die Anklage gegen diesen Mann zu erheben.

Es ist uns bekannt, daß über diesen Fall geheimnisvolle Aktenstücke zwischen Scotland Yard und dem von Lord Balth einigermassen seltsam geführten Innenministerium hin und her pendeln.

Wir sind auf Grund scharfsinnig durchgeführter Recherchen in der Lage, folgende Details anzuführen:

Am 8. April weilte der Bräutigam Mary Weels, Professor Grunt, der Leiter des Queen-Viktoria-Spitals, im Zuchthaus zu Dartmoor. Er hatte zu diesem Besuch zwecks wichtiger Kopfmessungen für eine wissenschaftliche Arbeit die Erlaubnis der Justizverwaltung erwirkt und sie sowohl für Reading als auch für Dartmoor erhalten.

(Fortsetzung)

Aufhellendes Licht.

Nun will der hohe Glanz herniedersteigen
Von dem Zenit der Berge, in der Runde
Will sich der Anbruch gold'nen Lichtes zeigen:
Zu einem frühen, bunten Farbenreigen
Leuchtet vom Horizont ersehnte Stunde.

Die Matten dehnen sich dir näher zu —
Schon flammt am Saume erstes, junges Regen,
Und scheucht den müden Sinn aus stummer Ruh,
Schon flüstert es im warmen Winde: Du,
Hohes Beginnen, gleite wie ein Segen

Aber die Hoffnung jugendlicher Erde
Und rufe alle Träume auf zum Tag.
Schon läutet über dir ein zages Werden —
Du rührst mit zarter, staunender Gebärde
An einen Wunsch, der sich entfalten mag.

Alfred Hof.

Der Hansl und sein Gansl.

Von J. V. Wolfgruber.*)

Beim Anderlmann ist Schichtwechsel. Das Jüngste kommt in die Wiege und das Vorletzte wird auf eigene Füße gestellt. Die Kesi, die bereits auf Vaters Schablatzen Ausflüge in die nähere Umgebung des Anderlmannschen Anwesens hat unternehmen dürfen, wird Kindstötin und muß aufs Jüngste und Vorletzte aufpassen. Der Franzl geht heuer zum ersten Male in die Schule. Da auch er wie seine Vorgänger und Vorgängerinnen gar nie fertig wird, wenn er die Schultafel voll i schreiben soll, kommt er für Heimatsdienst wenig in Betracht. Die Billi vom dritten Schuljahr wird die Stütze der Hausfrau und braucht ein Duzend Hände, um rechtzeitig mit allem ins Reine zu kommen, was ihr in ununterbrochener Reihenfolge als gleich zu erledigende Arbeit von der Mutter aufgetragen wird. Der Hansl, welcher bereits das letzte Jahr auf der Schulbank sitzt, ist zum Mädchen für alles emporgestiegen und muß tanzen, wie Vater und Mutter pfeifen. Und das verstehen die Anderlmannleute. Wenn er aus der Schule kommt, wird er Stallbub beim Oberhofner.

Auf Rosen sind die Anderlmannleute nicht gebettet. Deshalb geht es ihnen doch nicht schlecht, und hungrig braucht auch keines vom Tisch aufzustehen. Die Anderlmannin weiß es schon, wie sie es anpacken muß.

Wald hat der Anderlmann nicht einmal ein Tagwerk. Da läßt sich nicht so viel heraus schlagen, als die Mutter im Ofen braucht. Außerdem will in einigen Jahren der Anderlmann draufbauen und spart das Holz zum Hausbau. Aber draußen im Wald bei den Bauern, da liegt genug auf dem Boden herum, das verkauft, weil es niemand zu sammeln der Mühe wert findet.

„Ander“, sagt die Anderlmannin, „von deinem Holz werden die Schuhen so gut als wie von den Tannenzapfen und dem Klaubholz. Und wenn ihr einen Karren voll bringt, dann gibt's am Sonntag Schuhen.“

„Dös haut!“ schreit der Hansl, und davon saust die ganze Anderlmannsche Puppelware, wie wenn sie der Wind hinausgeblasen hätte. Ja, die Schuhen von der Mutter, die wirteln Wunder bei den Kindern. Sade voll Pustlache sammeln sie, und mit einem Bündel Klaubholz auf dem Karren landen sie beim Anderlmann wieder, daß ein mittleres Ochselein sich nicht zu schämen brauchte, wenn es den Karren vom Fled zöge. Eins vorn bei der Deichsel, zwei an den Strängen, und was sonst noch Hände hat, an den Speichen und Rufen, fuhrwerten sie durchs Dorf, daß die Leute verwundert die Hände zusammen schlagen.

Und die Mutter bakt am nächsten Sonntag Olschuhen, die man schon fünf Häuser weit riechen kann. Aber gut sind sie doch, viel besser als die vom Hofbauern, die nur in Schmalz gebaden sind. Ja, ja, die Mutter weiß schon, was man braucht, damit sie recht reich und saftig werden.

Hätte doch der Anderlmann wenigstens so an die fünfzehn Tagwerk Felder, damit er genug Getreide bauen könnte für die vielen hungrigen Mäuler! Aber er hat kaum ein halbes Duzend. Macht nichts, die Anderlmannin weiß Rat.

„Kinder“, erzählt sie, „wenn die Bauern den Weizen, das Korn, den Hafer und die Gerste heimgefahren haben, dann schaut der Himmelvater zum Fenster heraus und auf die Felder herab. Und dann sagt er zu seinen Engeln: Ich sehe, daß die Menschen meinen Segen vom vorigen Jahr schon heimgefahren haben. Es ist Zeit, daß ihr neuen Segen austreut. Rasch, in vierzehn Tagen müßt ihr mit dem Segenstreuen fertig sein. Und dann fliegen die Engel vierzehn Tage mit Säden voll Segen, die aber viel größer sind als wie die Kunstdüngersäde vom Hofbauern, aber die Felder und streuen Gottesseggen für die neue Ernt.“

*) Aus dem Geschichtenbuch „Das Wunder beim Antoniadler“. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Beil aber noch viele Ahren draußen liegen, fällt dieser Gottesseggen auch auf die Ahren. Wer nun recht viele solche Ahren sammelt, der bringt den Gottesseggen auch ins Haus und in die Kehltruhe, und dann geht das Mehl das ganze Jahr nicht aus.

„Auch uns nicht, Mutter?“

„Na freilich, auch uns nüt!“

Und wahr ist's. Die Mutter sagt's ja immer, daß sie Mehl vom Engel- und Gottesseggen darunter mischt, wenn sie den Brotteig knetet, und da muß es auch wahr sein. Drum sind die Anderlmannkinder auch von früh bis spät draußen und lesen mit den Ahren Gottesseggen, von dem nur ihre Mutter weiß.

Der Anderlmann und sein Weib denken aber nicht bloß an das tägliche Brot, sie denken auch an die Zukunft ihrer Kinder, die einmal Vater und Mutter verlassen und dem Manne und dem Weibe anhangen werden. Mühten nicht richtige Leute vom Gande sein, wenn sie ihnen dann nicht wenigstens zur mageren Hochzeitsgabe ein Bett schaffen könnten. Ihnen wird angst und bange, wenn sie von den hohen Preisen hören, welche jetzt schon ein Bettzeug kostet. Aber das wird sich schon finden. Die Federn zum Bett können sie wenigstens selbst aufbringen, wenn sie zu dem Duzend Hühnern noch ein halbes Duzend Gänse halten. Und weil heuer der Anderlmann Schweinegäns hatte und sechs Ferkel auf den Markt stellen konnte, bringt er fünf Gänselein heim. War das eine Freude, wie der Vater mit den fünf grüngelben „Weg-Weg“ nach Hause kam! Und eines soll noch dazu Kirchweihbraten werden.

„Ja, gibt's denn dös a,“ fragt der Hansl, „daß mia a moi an Gansbratl essan?“

„Ja“, sagt die Anderlmannin darauf, „dös soll's gebn“, und weiß's die Mutter sagt, glaubt's der Hansl so fest als wie das Evangelium.

Zu Hansls Obliegenheiten als Mädchen für alles kommt noch das Amt eines Gänsehirtin. Zuerst muß er Brennessel pflücken. Das ist der jungen Gänselein Leibgericht. Sade voll schleppt er nach Hause, zer kleinert sie und mischt sie unter die Kleie. Daß die Kessel kochen, was kimmerts den Hansl? Ein Gansbratl, das ist schon wert, daß man tote Fleden an den Händen bekommt. Findet er irgendwo unter der Schulbank ein Stücklein Brot, er hebt es auf und trägt es seinen „Weg-Weg“ nach Hause. Sie sollen die schönsten werden im ganzen Dorf. Und würde man den Hansl fragen, ob er die Gänselein bloß des Kirchweihbratens wegen liebt, er würde sich schämen, wenn er diese Frage bejahen wollte. Die Liebe zu ihnen geht bei ihm schon lange nicht mehr durch den Magen. Sie sind ihm Jugendfreunde und Spielfameraden geworden. Auch mit ihnen läßt sich Kurzweil treiben, besonders mit der Schwarzen, die eine ganz „durchgewischte“, wie er versichert; die den Buzi in den Schwanz beißt, wenn sie es ungestraft tun kann, und dann immer fürchterlich schreit, wenn der Buzi ihr nur die Zähne zeigt. Die hat er besonders ins Herz geschlossen, und der redt er auch immer die besten Bröcklein zu. Die soll auch Kirchweihbraten werden.

Aber einmal schämte sich der Hansl doch seiner Freundin, und das Weinen stand ihm viel näher als das Lachen. Drei Tage vor der Firmung war es. Während er in der Schule war, kam die Zimmermeisterin und riß den Gänselein alle Federn aus auf Hals, Brust und Rücken. Als der Hansl heimkam, fanden sie draußen auf dem Hof wie zweimal gerupfte Gänse. Die Zimmermeisterin hatte aber auch die Sache zu gründlich bejodert. So hat Hansl noch nie den Schultzen hinter die Ofenbank geseuert wie heute.

„Hansl, schau nur, was für ein Sad voll Federn wir schon haben“, lacht ihn die Mutter zu trösten. Aber der Hansl hatte für den Sad voll Federn gar kein Verständnis. Er geht hinaus zu seinen Weg-Weg, die laut klagen ihm erzählen, wie die Zimmermeisterin sie bei lebendigem Leibe geschunden. Sie wußten, daß Hansl sie mit einer Liebesgabe trösten und ihnen aber den ärgsten Schmerz hinweghelfen würde. Nur die Schwarze stand ganz abseits und tat gar nichts dergleichen, als wäre es ihr ein Trost, daß der Hansl endlich wieder da, um sie gegen die Zimmermeisterin in Schutz zu nehmen. Auf einem Reine stehend, reckte sie den Kopf unter den Flügel, und als Hansl sie auf den Arm nahm, schrie sie so fürchterlich, daß Hansl sie gerne wieder auf den Boden stellte. Nur sah er erst, daß sie einen Flügel fast am Boden nachzog. So arg hatte die Zimmermeisterin zugegriffen.

„Armes Gäscherl, an Flügel hat's dir a no fast ausgr'issn. Aber wart nur, jetzt kriagst von mir die allerbesten Bröckel ganz alloa.“

Und als er am Firmungstag heimkommt, schleicht er mit seinen Weg-Weg auf den Ager hinaus und ist mit der Schwarzen den Kuchen, den der Gdd ihm beim Konditor gekauft hat, ganz allein. Den andern gibt er nur eine Semmel. Und dann legt er sich ins Gras, und die Schwarze in seinem Arm, schläft er den Firmungsnachmittagschlaf.

Beim Anderlmann war Schlachttag. Alle fünf Weg-Weg mußten zum letztenmal ins Gras beißen. Vier kommen in die Stadt, die Schwarze wird Anderlmanns Kirchweihbraten. Zum Hineinbeißen knusperig hat die Anderlmannin die Schwarze

gebraten und das Stillein, das der Hansl auf seinen Teller bekommt, ist nicht zu klein geraten. Auch der Hunger des Hansl wäre groß genug. Aber kein Bröckel bringt er hinunter. Er weiß selbst nicht warum. Er gern hat er es halt gehabt, sein Gansel, die Schwarze, aber zum Fressen gern halt doch nicht.

Nach kein trauriges Gesicht, Hansl! Später einmal wirst du auch das „Brotfressengericht“ überst Perz bringen, und dann vielleicht noch — trauriger sein.

Tschangliu Opiumschmuggel.

Erzählt von E. Conz-Tosio.

Tschangliu! In Mandalay, ja in ganz Burma war der Name Gold wert. Tschangliu, der größte unter den chinesischen Kaufleuten in der Provinz. Seine Verbindungen reichten weit über die Grenze hinüber nach Siam, Laos und China, und ein Scheit mit seiner Unterschrift wurde überall in Zahlung genommen. Tschangliu war eine friedliche Macht.

Natürlich hatte er Reider. Die versuchten ihm irgend etwas am Zeug zu fiden, behaupteten einmal, er sei der größte Opiumschmuggler in ganz Burma. Er wäre der Mann, der aus dem Hinterlande alle kleinen Gauner wie Gliederpuppen lenkte und selbst nie in Erscheinung trete. Beweisen konnten sie ihm das freilich nicht. Denn wenn sie die Aufmerksamkeit der Behörden einmal auf irgend eine Sendung lenkten, die für Tschangliu Rechnung aus dem Auslande kam, dann stellte sich die Ware sicher als harmlos heraus. So behaupteten sie einst, eine Sendung Apfelsinen enthielte Tausende von ausgehöhlten, mit Opium gefüllten und sorgfältig wieder geschlossenen Früchten. Doch als die Sendung beschlagnahmt und jede einzelne Apfelsine sorgfältig geprüft wurde, stellten sich alle Früchte als harmlos heraus. Der Zolldirektor mußte sich in höchst eigener Person zu Tschangliu begeben und ihn um Entschuldigung bitten.

Als der hohe Beamte draußen in seinen Kraftwagen stieg, sah ihn der Chineser mit leichtem Spott um die tiefen Mundwinkel nach. Dann wandte er sich, nahm eine Apfelsine vom Tischchen neben seinem Stuhl und schnitt sie in zwei Hälften. Ein Beutelschen mit zwanzig Gramm Opium fiel heraus. Und Tschangliu lachte leise: „Ja spät! Ihr Eiel denkt, ich benutze zweimal den gleichen Trick? Unsinn!“

Er mußte noch weiter lachen, als er an seine letzten Streiche dachte. Wie er Mitglied der Rötterbundscommission gegen den Opiumschmuggel geworden war, weil die Leute in Mandalay keinen überzeugteren Bekämpfer des Giftes zu finden wußten als ihn. Wie der Gouverneur selbst ihm beim Schmuggel geholfen hatte, indem er den großen englischen Lehnstuhl als Geschenk annahm, dessen hohe Beine voller Opium steckten, das er so nach Burma hereinbrachte.

Na, und wenn die Polizei oder die Zollbeamten auch dann und wann einmal ein paar Opiumpäddchen beschlagnahmten und den Träger einsperrten, so schadete das weiter nichts. Der Verlust war zu verschmerzen, die Kulis, denen die Päckchen abgenommen wurden, kannten niemals den Auftraggeber, und dem würdigen Tschangliu konnte niemand auch nur das geringste nachweisen. Falls überhaupt einer nochmals auf den Gedanken kam, den Handelshehnen zu verdächtigen.

In den nächsten Tagen sollte übrigens die Polizei wieder einmal köstlich an der Nase herumgeführt werden. Hatte da der Vertrauensmann in Bhamo oben an der chinesischen Grenze erfahren, daß der Kassenschrank der dortigen Zollverwaltung zur Reparatur nach Mandalay geschickt werden sollte. Nun war der Vertrauensmann — ein merkwürdiger Zufall, nicht wahr? — nach außen hin Schalterbeamter in der Güterabfertigung von Bhamo. Für den war es eine Kleinigkeit, dank der Schlüssel, die am Schrankgriff hingen, den Stahlkasten voll Opium zu packen. So reiste das Schmuggelgut auf Kosten der Regierung nach Mandalay, und der Fuhrunternehmer, der den Schrank zur Fabrik schaffen sollte, sorgte schon dafür, daß der Inhalt auf dem Wege dorthin verschwand. Denn der Mann war Tschanglius rechte Hand. Da streckte eben des Pudels Kern: An allen wichtigen Stellen mußte man seine Leute sitzen haben.

Tschangliu wollte sich ein paar Tage später selbst den Spaß machen, der Ankunft der zollamtlich geschützten Opiumsendung beizuwohnen. So schritt er gravitätisch auf dem Bahnsteig auf und ab und wartete auf den Zug. Da wechselte er ein paar verbindliche Worte mit dem Polizeikommissar Woolerton, Spezialisten auf dem Gebiete der Opiumbekämpfung, seinem guten Bekannten: „Ich warte auf ein paar Freunde, die von Bhamo her eintreffen sollen. Hoffe, Ihnen geht es ausgezeichnet. Freut mich. Mir auch.“

Er mußte die angenehme Unterhaltung abbrechen, weil

der Zug einlief. Der Gepäckwagen war gleich vorn, und da stand auch schon der Fuhrunternehmer und wartete auf den Geldschrank. Ein Riesenkasten. Tschangliu sah ihn durch die offene Schiebeklappe des Wagens. Dann ging er weiter, weil er ja nach seinen „Freunden“ sehen mußte.

Natürlich waren sie nicht eingetroffen. Tschangliu wartete des besseren Aussehens wegen noch etwas, und dann schlenderte er zum Ausgang zurück, auf den Bahnhofsbahnhof hinaus, wo sein Kraftwagen stand.

Wäre Tschangliu nicht ein Chineser gewesen, der jeden Muskel seines verwitterten Gesichtes in der Gewalt hatte, so würde er jetzt ein wenig zusammengequast sein. Dicht neben seinem Kraftwagen stand der Polizeikommissar mit einem Schutzmantel, und zwischen ihnen der Fuhrunternehmer mit Fesseln an den Handgelenken. So war der Streich mißglückt!

Doch lächelnd trat Tschangliu auf den Engländer zu: „Ich bin umsonst gekommen. Meine Freunde sind nicht eingetroffen.“ — „Schade“, antwortete der Engländer, „aber wenn Sie mir einen großen Freundschaftsdienst erweisen wollen, Verehrtester, dann war Ihr Weg doch nicht umsonst. Dieser Kerl hat im Geldschrank der Zollverwaltung in Bhamo Opium schmuggeln wollen. Glücklicherweise hat einer unserer Agenten Wind davon bekommen, und wir konnten den Kerl hier festnehmen. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, so möchte ich Sie bitten, uns mitzunehmen und vor der Polizeidirektion abzugeben.“

Tschangliu war sofort bereit: „Es ist mir ein Vergnügen, Mister Woolerton, wenn ich, soweit es in meinen schwachen Kräften steht, auch etwas tun kann, um Ihnen in Ihrem lobenswerten Kampf gegen dieses Schmugglerpad zu helfen.“

Als der Gefangene in den Wagen geschoben wurde, streifte er beinahe Tschangliu. Doch er zuckte mit keiner Wimper, und beide Männer sahen aneinander vorüber. Denn jeder wußte, daß er dem anderen blind vertrauen konnte. Der Vertrauensmann und Fuhrunternehmer ging auf mindestens fünf Jahre ins Gefängnis. Dafür konnte er gewiß sein, daß jemand für seine Familie sorgen und ihn später für sein Schweigen entschädigen würde.

Tschangliu sah lächelnd im Wagen. War es nicht schön, daß ihn die ganze Stadt in so angenehmer Unterhaltung mit dem Polizeikommissar sah? Und die beschlagnahmte Opiumsendung? Pah, mit einem derartigen Verlust muß man ab und zu rechnen.

Der Sprinter.

Von A. Nørberg.

Es war ein Sprinter-Professional und hieß Buddelkopp. War Inhaber einer Menge von Kampfpfeifen, großen und kleinen Bechern, goldenen Medaillen und anderen Auszeichnungen. Aber er war trotzdem nicht recht zufrieden, sondern wollte sich selber übertreffen. Am liebsten hätte er gesehen, daß er gleichzeitig zwei Preise einheimen könnte, jetzt, wo das große Kampfspiel stattfinden sollte. Der Start fand statt, und der ehrgeizige und übermütige Mann flog wie ein Geschloß an den anderen Läufern vorbei und auf die Bahn hinaus. Mit einer wahnsinnigen Geschwindigkeit lief er die meilenlange Strecke, und seine Konturrenten waren schon längst außer Sicht.

Da bemerkte er plötzlich eine schwarze Gestalt, die ihm auf den Fersen folgte. War es möglich, daß einer der anderen ihn eingeholt hatte? Wütend und nervös erhöhte er das Tempo immer mehr, lief so, daß ihm die Zunge in den Hals rutschte und sein Atemholen ein Zischen wurde, aber dann drehte er den Kopf etwas und entdeckte zu seiner Erleichterung, daß die schwarze Gestalt weit hinter ihm lag, weshalb er seine Geschwindigkeit etwas verminderte.

Da merkte er aber, daß ihm die schwarze Gestalt näher kam, und er nahm das Tempo wieder auf.

Natürlich kam Buddelkopp als erster durchs Ziel; das hatte man ja auch erwartet. Aber es dauerte nur sieben- unddreißig Sekunden, bis die schwarze Gestalt ankam, und jetzt war dem armen Buddelkopp alles mit einem Male unangenehm klar. Er war vor seinem eigenen Schatten wegelaufen! Der Schatten flog als guter Zweiter durchs Ziel und legte sich dann brav dem feuchenden Buddelkopp zu Füßen.

Buddelkopp bekam auch seine beiden Preise, aber dann hängte er sein Sprintertum an den Nagel und ergriff einen bürgerlichen Beruf, bei dem er nicht zu fürchten brauchte, daß sich sein Schatten langsamer bewegte als er selbst.

Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.